

che Zuordnung oder Kurzzusammenfassungen der Texte hätten die Nützlichkeit dieses Verzeichnisses deutlich erhöht. Es erscheint dem Rezensenten auch befremdlich, dass die Vornamen der Autorinnen und Autoren in dieser Literaturliste mit einer einzigen Ausnahme "Hirsch, Eric" durchgehend abgekürzt werden (278). Diese Praxis der rigiden Abkürzung fällt vielfach auch in den Literaturverzeichnissen der einzelnen im Reader abgedruckten Aufsätze negativ auf, zusätzlich verstärkt wird dieser negative Eindruck, wenn sich wie auf Seite 132 ein Tippfehler eingeschlichen hat und aus einem "E" wie in "Erving" ein "I" wird. In einem Buch, das im Blick auf Studierende erstellt wurde, wäre die Nennung der Vornamen sinnvoll gewesen, um diese mit den vollständigen Zitationsnamen der Autorinnen und Autoren vertraut zu machen und die weitere Literaturrecherche zu erleichtern.

Innerhalb dieser Rezension können nicht die einzelnen ausgewählten Artikel besprochen werden. Es soll hier auch nicht die Auswahl bestimmter Texte kritisiert oder das Fehlen bestimmter Texte bemängelt werden, die der Rezensent wertschätzt und gerne in der Textauswahl gesehen hätte. Die abschließenden Anmerkungen sollen sich der Konzeption des Readers widmen. Es erscheint innerhalb der Auswahl der Texte auffällig, dass Texte, die theoretische und methodische Fragen in den Mittelpunkt stellen, deutlich unterrepräsentiert sind und Fallbeispiele deutlich überwiegen. Der Herausgeber ordnet zwar die von ihm ausgewählten Texte mit Hilfe der erwähnten fünf Sektionen unterschiedlichen Fragestellungen zu, letztlich bleiben die Artikel jedoch untereinander weitgehend unverbunden. Durch die Textauswahl werden keine Diskussionen multiperspektivisch nachgezeichnet, wie dies im vorangehenden Band der Reihe "Sexualities in Anthropology" von Andrew P. und Harriet D. Lyons geschieht (2011; vgl. Grauer, *Anthropos* 107.2012: 644 f.). Ebenso gibt der Herausgeber keine speziellen Einführungen zu den Texten oder Sektionen in denen er eine Kontextualisierung der Fragestellungen hätte vornehmen können. Dies hätte den (studentischen) Leserinnen und Lesern einen Einstieg in die Texte erleichtern und ihnen dabei helfen können, Querbezüge zwischen den Texten zu erkennen und so auch dem Vorgehen des genannten Vorgängerband entsprochen. Die Chance, innerhalb des Readers Übersetzungen französischer, spanischer oder deutscher Texte einem Englisch lesenden Publikum zu präsentieren und damit einen Beitrag für den wissenschaftlichen Austausch zu leisten, ließ der Herausgeber leider verstreichen. Die Nutzerinnen und Nutzer des Buches erhalten somit den Eindruck, als ob das Thema Performanz nur in englischsprachigen Publikationen abgehandelt worden wäre, wobei die Lektüre der knappen Einleitung des Buches ebenfalls keine weitere Perspektive bietet und so diesen Eindruck bei der Leserin oder dem Leser noch verstärkt. Die Ausblendung nicht englischsprachiger Literatur setzt sich in der angehängten unkommentierten Liste weiterführender Literatur fort.

Letztlich stellt der Band eine Zusammenstellung individuell durchaus interessanter Texte dar und spiegelt die transdisziplinäre Ausrichtung des Forschungsfeldes gut wider. Dies ermöglicht den Blick über den Tellerrand des

eigenen Forschungsschwerpunktes und kann ungewohnte Perspektiven aufzeigen. Die ausgewählten Texte sind zudem größtenteils auch anderweitig, etwa in Seminarbibliotheken oder über Zeitschriftendatenbanken, einfach zugänglich, da sie meist gut verbreiteten Zeitschriften entstammen. Da die Texte weitgehend kommentarlos und unverbunden hintereinander abgedruckt sind und, wie ausgeführt, eine weitere Kontextualisierung fehlt, erscheint der wissenschaftliche Mehrwert, der durch diese Kompilation generiert wird, eher gering. In einem Fall wird sogar der ursprüngliche Erscheinungsort eines der Artikel falsch geschrieben, da aus dem *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* an zwei Stellen das "*Bulletin of the School of Oriental African Studies*" wird (vii, 26). Man kann hoffen, dass sich dieser Fehler nicht in kommenden Bibliografien der Rezipientinnen und Rezipienten des Buches einschleichen wird.

Harald Grauer

**Krasberg, Ulrike:** "Hab ich vergessen, ich hab nämlich Alzheimer!" Beobachtungen einer Ethnologin in Demenzwohngruppen. Bern: Verlag Hans Huber, 2013. 292 pp. ISBN 978-3-456-85278-2. Preis: € 24.95

Während es für Menschen mit Behinderungen schon mit einem gewissen Erfolg gelang, sie im Bewusstsein unserer Gesellschaft fast unsichtbar zu machen, sie in hervorragend ausgestatteten Einrichtungen zu pflegen und ihnen ein sicherlich besseres Leben als früher zu ermöglichen, auch um den Preis der Exklusion, wird es hinsichtlich derer, die in wenigen Jahren zur großen demografischen Mehrheit dieses Landes gehören werden, für die gesellschaftlichen Träger dann aber sehr viel schwieriger werden. Inklusion der Alten ist schon jetzt kaum möglich, aber wie wird es erst, wenn die große Mehrheit alt ist in Deutschland? Die scheinbar so einfache Gegenüberstellung "krank" und "gesund", gleichwohl immer schon fragwürdig, wird genau dann vollends unbrauchbar, wenn wir alle uns wahrscheinlich täglich fragen werden: Bin ich schon dement oder merke ich es nur nicht?

Was Ulrike Krasberg mit ethnografischer Sachlichkeit als Ausgelagertsein der Alten in der deutschen Gesellschaft beschreibt, wird irgendwann jedoch nicht mehr auszulagern sein, es sei denn, man erklärt den gesamten gesellschaftlichen Korpus zu einem Heim, in dem das scheinbar sinnlose Herumirren von Dementen die krankhaft exzessiv gewordene Mobilität von den jüngeren "Normalen" in Deutschland auf ironische Weise widerspiegelt.

Das Buch ist in neun Kapitel untergliedert, dazu eine in Themenbereiche untergliederte Literaturliste, in die auch CDs, DVDs, Hinweise auf Memory-Spiele für ältere Menschen, weiterführende Links zu interessanten Websites und eine Adressensammlung zu allen wichtigen Institutionen im deutschsprachigen Raum aufgenommen sind. Die Autorin geht das Thema in den einzelnen Kapiteln umfassend kulturhistorisch an, stellt grundsätzliche Fragen an unsere Gesellschaftskategorien wie "Alt" und "Jung", "Rentner" und "Arbeitende" und begreift ihre ersten Kontakte ("Mich gruselt etwas vor dem Thema 'Alter'", S. 19) mit einer Wohngruppe für Demenz-

krank als eine Art ethnologische Feldforschung im Pflegeheim. Dazu gehören Reflektionen über Alter und Tod und die Angst vor dem langsamen Sterben in der modernen Gesellschaft: Die Mehrheit der Menschen möchte schnell sterben und will sich mit dem Tod nicht auseinandersetzen. Das war früher anders, als noch der Sensemann kam. Heute geht es in Pflegeeinrichtungen zunächst darum, mit dem Konflikt zwischen der absolut steigenden Nachfrage und den geringen Löhnen der Mitarbeiterinnen zurechtzukommen. Vieles stimmt hier schon in der Begrifflichkeit nicht mehr, z. B. "Krankheit" ist ein ständig ungenau benutzter Begriff. Andererseits ist in den letzten beiden Jahrzehnten der Wunsch nach "Gesundheit" so nachdrücklich geworden, dass er alle anderen Wünsche verdrängt hat. Die Arbeit im Pflegebereich beschreibt die Autorin in einem eindringlichen Kapitel als "eigentlich nicht zu schaffen". Und wenn Menschen durch Demenz ihre Persönlichkeit so stark verändern, dass sie nicht mehr wiederzuerkennen sind, wird die Krankheit auch für die Angehörigen zur traumatischen Erfahrung. Auch wenn Alzheimer/Demenz als Krankheit definiert wird, möchte die Autorin in Kapitel acht mit Nachdruck auf die positiven Seiten des Alters auch in anderen Kulturen jenseits des "erfolgreichen Alterns als Lifestyle" eingehen. Dazu verweist sie im letzten Kapitel auf Beispiele, wie in Religion, im Ritual und in der Kunst die Aspekte des Menschseins zum Ausdruck gebracht werden, die mit dem modernen naturwissenschaftlichen Weltbild nur schwer in Einklang zu bringen sind.

Das Bedrohliche an Alzheimer/Demenz, schreibt die Autorin, scheint ihre radikale Infragestellung der Lebensweise der modernen reichen Gesellschaften zu sein. "Demenz als Krankheit zu definieren und Forschungsgelder bereit zu stellen, entlastet die Gesellschaft in Bezug auf ihr ungutes Gefühl" (102), aber sie löst eben nicht, genau wie ihren Umgang mit Menschen mit Behinderungen, das Problem der Integration des Alterns in unsere Gesellschaft. Diese hat ihre Werte auf die kognitiven Fähigkeiten des Menschen und seine Jugendlichkeit und Produktionsfähigkeit ausgerichtet und dämonisiert Demenz und Alzheimer als "Kernschmelze der Persönlichkeit". In diesem Buch wird deutlich, in welcher diskriminierenden Situation sich diese Gruppe befindet, seitdem die Medizin weitgehend die Deutungshoheit über Alter und Tod von der Religion übernommen hat. Anders als im 19. Jh., als noch die Toten die Lebenden regierten (Auguste Comte, *Système de politique positive*. Vol. 4. Paris 1854: 34 f.) und Tod, mithin Krankheit und Alter, Bestandteil eines mit Riten ausgefüllten Lebens war, befinden wir uns heute in einer entritualisierten materialistischen Situation. Alter und Tod sind zu etwas Privatem geworden und nicht mehr Teil einer Öffentlichkeit, die daran Teil hat und persönliche Schicksale als Bedrohung der Gesellschaft fürchtet. Demenz wird als "unendlich langes Sterben" begriffen, und das "diskrete Hinausbegleiten" der Alten und Toten aus der Gesellschaft ist eine Dienstleistung, während die wissenschaftliche Forschung ganz offensichtlich daran arbeitet, die Natur und damit den Tod zu beherrschen (41 ff.).

Maligne psychosoziale Umgangsweisen im "Projekt der Unsterblichkeit", so die Autorin, definieren nunmehr

das Alter und vor allem das hohe Alter als "Krankheit", z. B. mit Ausdrücken wie "zwischen 80 und scheintot", um auf eine der vielen fast schon alltäglich gewordenen abfälligen Redensarten über das hohe Alter bei uns hinzuweisen. Das Wissen über Demenz, so schreibt die Autorin, sei allerdings auf dem Stand von vor 30 Jahren eingefroren, wobei sie auf die praktizierte gesellschaftliche Beziehung abhebt und nicht auf den Stand der biomedizinischen Forschung. Das Buch will auch eine kleine Kulturgeschichte über den Tod und das Alter sein, über das Menschenbild, das der biomedizinischen Forschung zugrunde liegt und wie sich die Öffentlichkeit diesem Problem stellt, beziehungsweise gar nicht. Die Autorin greift zudem auf ethnologische Ergebnisse über das Altern in anderen Kulturen zurück, wo der Tod in die Rituale der Lebenden auf natürliche Weise eingebunden ist bzw. bis vor kurzem noch war. Sie verweist darauf, dass Demenz im globalisierten Vergleich umfassender verstanden werden kann. So beschreibt sie komplexe Situationen, hält aber immer wieder inne, um Diskurse aus Gerontologie, Kulturgeschichte und Ethnologie aufzugreifen. Dabei wird das Feld allerdings schnell komplex, doch der Autorin gelingt es, auf wichtige theoretische Diskurse zu verweisen, ohne zu weit abzuschweifen. Kritisierbar wäre, dass ausführliche Zitate im Buch rot hervorgehoben sind, was die Lesbarkeit nicht unbedingt fördert.

In dem Buch geht es nicht um die Forschungsergebnisse der neueren Biomedizin. Ganz im Gegenteil, es geht um eine Art soziografische Bestandserfassung von Demenz und Alzheimer in der neueren deutschen Gesellschaft. Sie beschreibt den Alltag jener Altersgruppe, die heute, mit steigender Tendenz, rund eine Million Menschen in Deutschland umfasst, und es werden Situationen geschildert, die jüngeren Normalbürgerinnen und Normalbürgern wahrscheinlich als blanker Horror erscheinen würden, wären sie alltäglich sichtbar und nicht hinter den Mauern der Altenheime versteckt. Aber auch die noch jungen, produktionsfähigen Frauen und Männer unserer Gesellschaft sind natürlich, trotz ausgeprägter Verdrängungstaktiken, ein Teil des Ganzen und seiner Definition von *dement*, wobei die Begriffe "gesund" versus "krank" als Vorurteile ausgeprägt und in ideologischen Mustern angewendet werden. Die Verdrängung des Todes gehört zur heutigen Pathologisierung des Alterns genuin dazu: "Nicht das Alter als solches wird wahrgenommen, sondern die damit einhergehende Gebrechlichkeit wird als todbringende Krankheit definiert – auch in der Hoffnung, dass sie geheilt werden kann" (44).

Ulrike Krasberg schildert die Lebensumstände von Dementen und Alzheimerkranken, die sie selbst als Aushilfspflegerin für ein Jahr zu betreuen hatte. Ihr gelingen intime Bilder von Einzelpersönlichkeiten, die sie in ihren jeweiligen Situationen, als Kranke, Pflegerinnen oder Managerinnen eines Wohnheims ausführlich und natürlich anonymisiert beschreibt. Die Soziografie eines Demenzheims namens "Waldhaus" zeigt mit bedrückender Genauigkeit die Situation, in der sich unsere wohlhabende Gesellschaft heute befindet. Die Gruppenprozesse, die Diskurse über das Alter, die zunehmende Pflegebedürftigkeit und die spezielle Auseinandersetzung mit Demenz

und Alzheimer sind allerdings identisch mit jenen gesellschaftlichen Prozessen, die auch in weit entfernten lebenden Gruppen ablaufen, die man als Ethnien bezeichnet. Der direkte Vergleich mit diesen zeigt anschaulich, wie in der zunehmend globalisierten Welt das Alter und der Tod sich aus der Öffentlichkeit verabschieden und zu einem privaten, isolierten Erleben werden.

Es ist wichtig, dass die Autorin den Versuch unternimmt, diese ganze Situation noch einmal neu zu beschreiben, weil sich die Empfindlichkeiten für Alterssituationen und Menschen in der Auseinandersetzung mit dem Tod beständig verändert haben. Ulrike Krasberg hat vorher in Marokko und in Griechenland gearbeitet und hierüber in Genderstudies und Ethnografien publiziert. Der Blick der Ethnologin auf Demenzgruppen zieht Beispiele aus anderen Regionen hinzu und vergleicht diese mit unserer Situation. Es erweist sich offensichtlich als Vorteil, solche Beschreibungen auch bei uns im Stil von Ethnografien anzufertigen, weil sich diese Erfahrungen in anderen Alterskulturen relativieren und immer wieder Abstand schaffen können. Ulrike Krasberg weiß den richtigen Ton in der Beschreibung aber allein auch deshalb zu finden, weil sie sich als aktive Pflegerin in einer schwierigen Pflegesituation selbst behaupten musste, und das Schreiben darüber auch als praktische Überlebenshilfe anwendete. Ohne Zweifel erlebte sie viele belastende Situationen, vor denen die meisten Menschen unserer Gesellschaft flüchten würden – und am Ende nur die pflegenden Kräfte übrigbleiben, die für wenig Geld das Letzte tun.

Claus Deimel

**Lange, Christoph:** Beduinität und Authentizität im syrischen Fernsehrama. Eine medienethnologische Analyse am Beispiel der Serie *Finġān ad-Dam*. Halle: Zentrum für Interdisziplinäre Regionalstudien, 2012. 126 pp. ISSN 1617-2369. (Orientwissenschaftliche Hefte, 31; Mitteilungen des SFB "Differenz und Integration", 14) Preis: € 10.50

„Ein Becher voll Blut“ (*Finġān ad-Dam*) – ist der Titel einer syrischen Fernsehserie, die schon vor ihrem Erscheinen im Ramadan 2009 für Aufsehen sorgte. Namhafte Vertreter nomadisierender Stammesverbände fühlten sich durch diese „Beduinenserie“ angegriffen und meinten, derartige Sendungen würden das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Gruppen auf der Arabischen Halbinsel nachhaltig stören und zu einem „Grab für die real existierenden Stämme“ werden.

Die jetzt vorliegende Buchpublikation von Christoph Lange ist im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 586 Differenz und Integration (Teilprojekt A3: Lebenswirklichkeit von Beduinenstämmen; Leitung: Annegret Nippa) an der Universität Leipzig entstanden und geht eigentlich auf die Magisterarbeit des Autors zurück. Erschienen ist die Monografie in der Reihe „Orientwissenschaftliche Hefte“, die vom Zentrum für Interdisziplinäre Regionalstudien (ZIRS) der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU) herausgegeben wird und von Hanne Schönig redaktionell betreut wird. In seinem Buch unternimmt der Autor eine Reise zu den an der Produk-

tion beteiligten Akteuren, er berichtet von deren Intentionen und Schwierigkeiten, von versuchter Einflussnahme durch Stammesvertreter und von politischen Interventionen. Er konzentriert sich auf die (vielfach umstrittene) Frage nach Authentizität und beleuchtet den Komplex der Selbst- und Fremdrepräsentation arabischer Beduinen auf den Bühnen populärer Inszenierungen, die von der bisherigen Nomadismusforschung oft außer Acht gelassen wurden.

Die medienethnologische Monografie von Christoph Lange macht nicht nur vom inhaltlichen Aufbau her einen sehr soliden Eindruck, sie ist auch äußerst kurzweilig zu lesen, manchmal sogar erheiternd. Zu Beginn steht ein kurzer Abriss zum Forschungsstand rund um „Beduinität und Authentizität“: Von Edward Said über Herbert Lewis, Lila Abu-Lughod und Roger Chartier spannt sich da der Bogen bis hin zu Arjun Appadurai und Benedict Anderson. Im nächsten Schritt wird auf die allgemeine Situation der arabisch-islamischen Medienlandschaft und auf den Siegeszug der Satellitenschüsseln eingegangen, um sodann die spezifische Situation Syriens und das unmittelbare Produktionsumfeld von *Finġān ad-Dam* zu beleuchten. Sehr gelungen schildert der Autor seine Gespräche mit Kulturschaffenden und Produzenten der TV-Serie, er beschreibt die wichtigsten Damaszener Kommunikationsräume der Szene (Kulturzentren, Restaurants und Kaffeehäuser) und reflektiert über den Prozess seiner Datenerhebung. Im Hauptteil der Monografie werden einzelne Sequenzen der TV-Produktion dargestellt; inhaltlich konzentriert sich der Autor dabei auf ethnosoziologische Fragen (segmentierte Stammesgesellschaft, Heiratsstrategien), auf Fragen nach dem Gewohnheitsrecht (Ehre und Schande) sowie auf Fragen nach ethnischer Zugehörigkeit und Abgrenzung (Beduinen vs. Zigeuner). Ferner werden Dramaturgie, Kameraästhetik und Montage der einzelnen Plots beschrieben und analysiert. Das Buch schließt mit einer relativ kurzgehaltenen „Interpretation“ sowie mit einer „Rezeptionsanalyse“, gefolgt von einem umfangreichen Anhang, der u. a. inhaltsorientierte Übersetzungen einzelner Filmepisoden enthält.

Jeder der zum arabischen Raum forschet, weiß ein Lied davon zu singen, dass in vielen sozialwissenschaftlichen Publikationen zum Nahen Osten philologische Mindeststandards oft grob vernachlässigt werden. Ohne hier die arabistische Qualität der Übersetzungen im Anhang beurteilen zu wollen, muss festgehalten werden, dass die publizierte Magisterarbeit von Christoph Lange hinsichtlich Transkription und Transliteration einen äußerst gediegenen Eindruck macht. Auch von den Argumentationslinien her, vom inhaltlichen Aufbau und von den eingebauten methodisch-methodologischen Reflexionen, handelt es sich bei der vorliegenden Publikation um eine äußerst vorbildhafte Arbeit. Formal könnte lediglich die Nummerierung der (Unter-)Kapitel kritisiert werden, die aufgrund der Benutzung eines gemischten Klassifikationsprinzips beim Lesen manchmal etwas konfus wirkt (zumal das drucktechnische Layout des Büchleins hinsichtlich Schriftgröße und Gliederung in sich sehr homogen gestaltet ist). Hier hätte die Verwendung einer einheitlichen Dezimalklassifikation für mehr Übersichtlichkeit gesorgt.